

Der Film „Freistatt“ setzt sich mit dem schweren Schicksal der Heimkinder auseinander

Schläge und Zwangsarbeit statt Schule

Während die damalige Bundesrepublik zunächst das Wirtschaftswunder und dann die soziale Revolution nach 1968 erlebt, sieht der Alltag vieler Kinder und Jugendlicher ganz anders aus. In kirchlichen und staatlichen Heimen soll ihnen „Zucht und Ordnung“ beigebracht werden. Für die Heranwachsenden bedeutet das neben schwerster körperlicher und seelischer Misshandlung auch Zwangsarbeit. Erst 40 Jahre später schaffen es die Betroffenen, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Der Kinofilm „Freistatt“ zeigt eindrucksvoll, wie der Alltag dieser Heimkinder aussah.

Das Ausmaß des im Namen von Fürsorge und Erziehung begangenen Unrechts macht sprachlos und wütend: Rund 600 000 Kinder und Jugendliche wurden noch bis Anfang der 1970er Jahre in Heimen weggesperrt. Statt Zuwendung erfuhren sie körperliche und seelische Gewalt oder gar sexuellen Missbrauch. Statt zur Schule zu gehen, bestand ihr Alltag nicht selten aus harter Zwangsarbeit etwa im Straßenbau. Was es bedeutet, in einer derartigen Erziehungsanstalt untergebracht zu sein, schildert der Film „Freistatt“, der aktuell im Kino läuft, am Beispiel eines 14-Jährigen.

Wolfgang gilt als aufmüpfig und schwierig. Immer wieder gerät er mit dem Stiefvater aneinander und wird diesem dadurch lästig. Der renitente Jugendliche kommt in die Erziehungsanstalt Freistatt südlich von Bremen. Hier soll Wolfgang endlich „Zucht und Ordnung“ beigebracht werden. Konkret bedeutet das für ihn und die anderen Heranwachsenden Zwangsarbeit im Torfabbau – an sechs Tagen in der Woche, von morgens bis abends. Wer sich den Anordnungen der Heimleitung widersetzt, wird mit Prügel oder Schlimmerem bestraft. Doch was könnte schlimmer sein, als geschlagen zu werden?

Das in „Freistatt“ geschilderte Schicksal basiert zu großen Teilen auf den Erlebnissen von Wolfgang Rosenkötter, der mehrere Jahre in der Anstalt der Diakonie zubrachte. Fast sein ganzes Leben über hat er das Erlebte verdrängt. Heute stellt er sich der Vergangenheit, spricht von „unsäglichen körperlichen und seelischen Qualen, Erniedrigungen und Folterungen“. Der junge Wolfgang steht damals permanent unter Druck: „Kein Tag, an dem ich nicht mit Angst ins Bett ging und mit Angst aufstand.“

Die Misshandlungen hatten System, in erster Linie ging es darum, den Willen der Jugendlichen zu brechen. Neben Gewalt gehörten auch Überwachung und totale Kontrolle zum Alltag der Zöglinge, die sich selbst noch untereinander quälten und bespitzelten. All diese Auswüchse erinnern an die eigentlich überwunden geglaubte Zeit des Faschismus und der Verehrung unumschränkter Autorität. Während öffentlich eine antiautoritäre Erziehung diskutiert wird, scheinen in vielen Erziehungsheimen alte Strukturen überlebt zu haben. Diese Heime bilden lange Zeit eine geschlossene Gesellschaft. Erst die Außerparlamentarische Opposition fordert im Rahmen der sogenannten Heimkampagne Ende der 1960er Jahre eine Veränderung der repressiven Bedingungen. Bis zu einer echten Aufarbeitung vergehen jedoch noch Jahrzehnte.

Anfang 2006 veröffentlicht Peter Wensierski sein Buch „Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik.“ Darin enthüllt der Journalist das ganze Ausmaß der Misshandlungen. Als



Fotos: Boris Laewen/Salzgeber

Szene aus dem Film „Freistatt“: Für Bruder Wilde (Stephan Grossmann) ist Gewalt ebenso ein Mittel zur Erziehung wie Zwangsarbeit. Unvorstellbar, aber im nächsten Moment wird er Wolfgang (Louis Hofmann) mit dem Spaten niederschlagen.

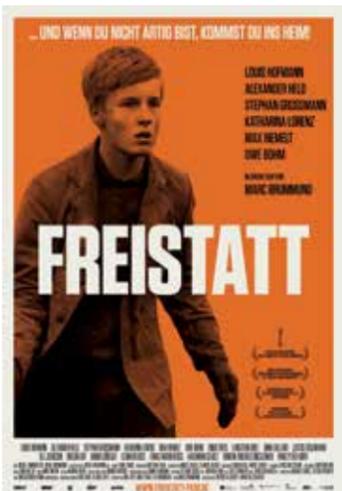
habe sich ein Knoten gelöst, melden sich in der Folge immer mehr Betroffene erstmals selbst zu Wort. Unter ihnen ist auch Wolfgang Rosenkötter. Das ehemalige Heimkind fordert Kirche und Staat dazu auf, sich der eigenen Verantwortung zu stellen. Der heute 70-Jährige macht deutlich, wie sehr das damals Erlittene sein Leben geprägt hat: „Als ich aus dem Heim entlassen wurde, war ich körperlich und seelisch ein Wrack. Ich war verängstigt, unselbstständig und konnte niemandem in die Augen schauen.“

Mit derartigen Berichten beschäftigte sich bis 2011 der „Runde Tisch Heimerziehung“. Vertreter von Bund, Ländern

und Kirchen entschieden hierbei auch über die Entschädigung der Opfer. Dass diese überwiegend in Form von Sachleistungen erfolgen soll, führte bei den Betroffenen zu Unmut. Über eine finanzielle Entschädigung hinaus geht es vielen ehemaligen Heimkindern vor allem auch um eine Anerkennung des an ihnen begangenen Unrechts. Die Diakonie Freistatt hat sich der Aufarbeitung gestellt und den gleichnamigen Film über ihre Einrichtung aktiv unterstützt. Und auch Wolfgang Rosenkötter setzt sich weiterhin mit dem wohl traurigsten Kapitel seines Lebens auseinander. Er baut derzeit ein Dokumentationszentrum in Freistatt auf, damit die Geschichte der Heimkinder nicht in Vergessenheit gerät. job

Die Heime bildeten lange Zeit eine geschlossene Gesellschaft

Es folgten seelische Qualen, Erniedrigungen und Schläge



Der Film „Freistatt“ von Marc Brummund erhielt bereits mehrere Auszeichnungen.



Wie zahlreiche Heimkinder in Deutschland, mussten auch in Freistatt Jugendliche Zwangsarbeit leisten. Einzig eine Mittagspause war ihnen vergönnt.